

die Routine, des von idealen Motiven begeisterten und gesteigerten Willens über die sozusagen geschäftsmäßige Kriegsführung, bei der die innere Kraft der Truppe einzig und allein auf dem Offizierscorps, dem Zwange der Disziplin und vielleicht einem gewissen Corpsgeist beruht.“

Wer zwischen den Zeilen lesen kann, weiß sofort, daß diese Worte sich gegen das preußische Armeesystem richten, das den Offizier als das Rückgrat der Truppe hinstellt, das die Pflege der Selbstständigkeit, der Individualität zwar will, aber nicht fertigt bringt. Und warum nicht? Weil es mit seinem Drill den Soldaten daran gewöhnt, daß alles befohlen wird, und er nichts von selbst thun kann, weil es mit seinen Klünstleien in ihm den Glauben erweckt, daß auch die einfachsten Dinge große Kunststücke seien, weil es mit seiner spartanischen Behandlung den Leuten die Lust, auf eigene Faust etwas zu probieren, raubt. So lange dieses Armeesystems gilt, so lange wird der Ruf nach der Selbstständigkeit unserer Soldaten vergeblich erschallen.

**Politische Uebersicht.**

**Blaugrund.**

Der letzte Direktionsbericht der De Beers Compagnie, der allbekannten Rhodesischen Diamantenmonopolgesellschaft, enthält die Stelle:

Der Besitz in South West Africa Compagny-Aktien wurde auf 93448 Stück erhöht, wodurch sich die Gesellschaft gleichzeitig das Recht auf alle im Gebiet der South West Africa Co. zu entdeckenden Diamantminen sicherte.

Der Afrika-reisende Dr. Passarge, der in dem Handelszeitung der Frankfurter Zeitung diese Notiz gelesen hat, bespricht nun in der Deutschen Kolonialzeitung diesen Vertrag der De Beers Compagnie mit der Südwestafrikagesellschaft, der schon mehrfach gekennzeichneten deutsch-englischen Kapitalistengründung des Kolonialratsmitglied und Kolonialspekulant Dr. Scharlach in Hamburg.

Nach Passarges Darstellung ist in Deutsch-Südwestafrika Blaugrund entdeckt worden, das heißt man habe „hoffen dürfen“, dort gewinnreiche Diamantlager zu entdecken. Die Scharlach'sche Gesellschaft suche nun diesen Strich, wie das ganze Namaland, in ihre Hand zu bekommen und werde dabei von der deutschen Regierung thätkräftig unterstützt. Mit dem Vertrage aber, den die Südwestafrika-Compagnie mit der De Beers Compagnie abgeschlossen habe, würde alle Hoffnung verloren gehen, jemals das Diamantmonopol der De Beers Compagnie zu brechen. Ferner, da die De Beers Compagnie immer nur einige Diamantminen abbauen lasse, um nicht selbst durch Ueberproduktion den Preis zu drücken, so könne es geschehen, daß in der deutschen Kolonie Diamantminen gefunden würden, ohne daß sie der Kolonie etwas nützen, wenn die De Beers Compagnie sie abschichtlich ungebaut liegen ließe.

Herr Passarge schließt seine Betrachtung so: Ich fordere hiermit die deutschen Direktoren der South West Africa Co. auf, sich darüber zu äußern, ob ein solcher Vertrag mit der De Beers Co. besteht. Falls das der Fall sein sollte, so dürften die Herren von der South West Africa Co. wohl kaum verwundert und gekränkt sein, wenn sich angesichts eines solchen Vertrages Stimmen erheben sollten, die den Vertrag direkt einen Verrat an den nationalen und kolonialen Interessen des deutschen Volkes nennen würden. Auch würde dieser Vertrag ein eigentliches Recht auf die South West Africa Co. beherrschende Stellung und vor allem auch auf die heißen Bemühungen Herrn Dr. Scharlachs und seiner South West Africa Co. werfen, das Blaugrundgebiet des Namalands in ihre und damit Rhodes' Hand zu bringen.

Die Frankfurter Zeitung stellt ausdrücklich fest, daß die Angabe dem Direktionsberichte der De Beers Compagnie entnommen worden ist, also den Thatfachen entspricht. Passarges „Aufsorderung“ an die deutschen Direktoren der Südwestafrikanischen Compagnie ist also überflüssig.

Die kolonialpatriotische Entrüstung Passarges über das niedrige und gewiß auch gewinnreiche Geschäft, das die Scharlach'sche mit den Rhodes-Leuten abgeschlossen haben, zeugt nicht gerade von großer Einsicht; die großkapitalistische Spekulation, die in Afrika Kolonialpolitik treibt, richtet sich nur auf die Verleinerung skrupelloser Finanzleute und Grönder. Weil man die Steuerzahler für diese überreichen Spekulationsabenteuerer tributpflichtig machen will, werden sie mit dem üblichen „nationalen“ Bismorium umgeben, das nur die spanische Wand ist für die Beutepläne des Kolonialkapitalismus, der allein sein Prozentinteresse kennt.

Indessen wirkt dies neueste Zwischenpiel aus der kurzen, aber schon recht erbaulichen Geschichte der Scharlach-Compagnie aufklegend; es zieht den Schleier von Richtung und Wesen dieser neuweidischen Kolonialpolitik.

Die deutsche Regierung reagiert auf den Aufsatz des Herrn Passarge, sie wäscht ihre Hände in Unschuld.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 21. April beschäftigt sich offiziös unter der Rubrik: Letzte Depeschen mit dem Aufsatz Passarges, der der Regierung „schwere Vorwürfe“ mache. Die Deutsche Tageszeitung habe im Anschluß daran „fogar die Frage gestellt, wie die deutsche Regierung so etwas unterstützen könne.“ Das offiziöse Blatt erklärt dann: „Daß ein solcher Vertrag geschlossen wurde, ist in hohem Maße bedauerlich, aber die Regierung trifft nicht die allergeringste Schuld daran, da sie erst lange nach dessen Abschluß überhaupt davon erfahren hat. Seine Angriffe sind mithin als gänzlich unbegründet zurückzuweisen.“

Die ahnungslose Regierung hat nichts gewußt, sie hat erst lange nach dem Abschluß des Vertrages etwas darüber erfahren. Das ist eine erbauliche Beichte der staatlichen Autoritäten. Aber der Bundesrat hat ja auch von den Plänen schon früher erfahren, nachdem sie jeder Zeitungleser kannte.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung fügt dann der Entschuldigung noch dies hinzu: „Im Namaland besitzt die South West Africa Co. weder Land- noch Minenrechte. Was die angelegte Entscheidung einer Konzession im Gibeoner Gebiet betrifft, so ist die Regierung noch keinerlei bindende Verpflichtung eingegangen, mit der South West Africa Co. ist aber überhaupt nicht über die Verleihung einer Konzession verhandelt worden. Auf alle Fälle wird bei etwaiger Erteilung von Bergwerksrechten in jenem Gebiet sorgfältig darauf Bedacht genommen werden, daß die deutsch-nationalen Interessen nach jeder Richtung hin gewahrt werden.“

Also spricht der geniale Leiter des Kolonialamtes, der obotriische Jurist von Buchla, dem in erster Reihe die Verantwortung für diese Vorgänge zufällt. Also spricht der Untergetriebene des Herrn v. Richthofen, der wieder unterstellt ist dem Genilletondiplomaten Bülow, dem unter Hohenlohe stehenden Staatssekretär.

**Deutsches Reich.**

**Chronik der Majestätsbeleidigungsprozesse.**

Wegen Majestätsbeleidigung war am 31. Januar d. J. vom Landgerichte Meiwitz der Bergmann Georg Sprattke zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Kurz nach der Reichstagswahl 1898 bemerkte er seinem damaligen Freunde Rathen gegenüber, es sei bedauerlich, daß der Sozialdemokrat nicht durchgekommen sei. Dabir soll er auch eine beleidigende Aeußerung über den Kaiser geübt haben. Ein Jahr später denunzierte Rathen, nachdem er sich inzwischen mit Sprattke verfeindet hatte, diesen wegen Majestätsbeleidigung. — Auf die Revision des Angeklagten hob das Reichsgericht das Urteil auf und verwies die Sache an das Landgericht.

**\* Berlin, 21. April.** Wie die Regierung zur Kellertrolche in der neuen Weingeiselnovelle „bekehrt“ worden ist, hat der nationalliberale Reichstagsabg. Deinhard in der mehrfach erwähnten Winger-Verammlung in Mecklenburg nach dem Pfälzischen Kurier drastisch geschildert. Als diesmal wieder der Reichstag zusammentrat, war einer der ersten Sätze Deinhards zu den Herren des Weinparks in Berlin. Auf die Frage: „Wie steht's?“ bekam ich zur Antwort: „Ja, die Regierung will nicht. Bei dem kirchlichen Schreien der Gegner und dem Hinüber und Herüber weiß die Regierung selber nicht, was sie machen soll.“ Als bayerischer Abgeordneter habe ich mich dann an meine Kollegen aus Bayern gewandt um Unterstützung in dieser Frage. Mein Parteifreund Blankenborn hat daselbe bei den badischen Abgeordneten. Dann sind wir zum Staatssekretär v. Posadowsky gegangen. **Einer nach dem anderen, damit er die Geschichte sagt wird.** Wir ist er drei Tage aus dem Wege gegangen und als er mir endlich eine Unterredung gewährte, da meinte er: „Was sollen wir machen? Die einen wollen das Zudern erlauben haben bis dort hinaus, die anderen wollen vom Zudern gar nichts wissen; die einen wollen eine Kontrolle, nach welcher sozusagen jede Flasche gezählt wird, die anderen sagen, das sei eine Nichtswürdigkeit, die den Handel untergrabe. Und dann denken Sie, die Leute in Stettin, Hamburg und Königsberg, die den Rotwein herstellen aus dem bekannten italienischen Rotwein und Spritwasser (das ist der bekannte Schnitwein), die legen mir ja ganz auf dem Bauch.“ Ich erwiderte ihm: „Exzellenz, es ist doch wohl besser, wenn diese

wenigen Fabrikanten auf dem Bauch liegen, als wenn der ganze Stand der deutschen Weinbauern zu Grunde geht.“ Aber auch die deutschen Weinbauern, soweit ihre Weinberge nicht durch eine vorzügliche Lage ausgezeichnet sind, werden durch die puristische Maßnahme auf das empfindlichste geschädigt. Abg. Deinhard gab zu, daß er auch im Anfang die sogenannten „Keller-ratten“ gefürchtet habe. Leider wolle die Regierung die Sache schon wieder an tausend Handelskammern und landwirtschaftliche Korporationen bringen. Wenn dadurch die Zeit vertrödelte werde, so müsse nach Ostern eine Interpellation im Reichstage eingebracht werden, wo die Sache so lange liegen bleibe. —

Das plötzliche Zusammentreffen des Kaisers mit dem Prinzen von Wales erklärt die Rünische Zeitung damit, daß der Kaiser im August in Cowes an den Regattafesten teilnehmen und seine Großmutter in Osborne besuchen werde. —

Die Entschädigungen der Angestellten des Privat-Briefbeförderungsanstalten sind jetzt vom Reichspostamt nach den Vorschlägen der Ober-Postdirektion festgesetzt worden. Bei der Ober-Postdirektion Berlin ist am Freitag die Liste der zu zahlenden Beträge eingegangen. Die Gesamtsomme der in Berlin an die Angestellten zur Auszahlung gelangenden Beträge erreicht nahezu 900000 Mk. Die einzelnen Beträge schwanken bei den Beamten zwischen 150 und 15000 Mk., bei den Unterbeamten zwischen 200 und 5000 Mk. —

Der Zustand des Abgeordneten Lieber bessert sich zusehends. Die Germania schreibt: „Herr Dr. Lieber nimmt an allen Volkstumnissen auf literarischem und politischem Gebiete regem Anteil, und es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß er sich an den demnächst beginnenden parlamentarischen Arbeiten wieder beteiligen kann.“ —

**Bändler und Konservative.** Die parteiliche Konservative Korrespondenz richtet sich gegen die Bändler, die maliziös in der jüngsten Reichstags-Rednerung von „gouvernemental-konservativen Kreisen“ gesprochen hatten. Sie erklärt: „Die konservative Partei hat auch in den schwierigsten Tagen den Beweis erbracht, daß ihre Mitglieder in voller Wahrung ihrer Unabhängigkeit, lediglih auf Grund sachlicher Erwägungen ihr votum abzugeben gewohnt sind. Insonderheit sind alle Mitglieder der konservativen Partei warme und überzeugte Vertreter der landwirtschaftlichen Interessen; jede gouvernementale und persönliche Rücksichtnahme ist bei ihnen ausgeschlossen: Sie treiben eine rein sachliche Politik; aber gerade deshalb ist eine Anzahl von ihnen bereit, das der Landwirtschaft nützliche Gesetz zu bringen durch Konservationen, die ihrer Uebergang nach der Landwirtschaft nicht schaden.“

Ein edles Brüderpaar raust sich hier, die konservativen Agrarier mit den bändlerischen Agrariern.

**b.-z. Posen, 19. April.** Am 17. ds. Mts. war eine Versammlung der Mitglieder des Verbandes der Schneider. Ebenso wie in einer einige Tage vorher abgehaltenen Schuhmacher-Verammlung erklärte der überwachende Beamte den Verband der Schneider für einen politischen und verlangte die Entseuerung der anwesenden Frauen. Dieser Aufforderung kam man allerdings nach, jedoch ist eine Beschwerde an die vorgelegte Behörde gerichtet worden, damit derartige Gesetzesverletzungen der Polizeiorgane in Zukunft unterbleiben.

Ein großer Schritt in der Kulturentwicklung der Stadt Posen ist zu verzeichnen. Ein Hans der Unterstadt, in dessen Partterrräumen bisher Schweinefäße, dagegen in den darunter befindlichen Kellerräumen Menschenwohnungen waren, ohne daß die Polizei nötig fand, gegen diese ungeheuerlichen Mißstände einzuschreiten, ist jetzt renoviert worden. Bei dieser Gelegenheit sind die Schweinefäße wieder zu Menschenwohnungen umgewandelt worden. Diese Wohnung reicht sich würdig vielen anderen in der Stadt an. Noch immer bestehen elende Häuser, die kaum diesen Namen verdienen und nur der kräftigen Agitation der Genossen, die die Mißstände immer wieder in Versammlungen zur Sprache bringen, ist es zu danken, daß ein Teil der Häuser Neubauten Platz machen müssen. Hoffentlich richtet die Polizei weiter ihr Augenmerk auf diese Art von Wohnungen, dann würde sie segensreicher wirken, als wenn sie Versammlungen auflöst.

**Hannover, 20. April.** Das miederische Kirchenregiment in Hannover hat bekanntlich einen Gegner der Maßregelung des Pfarrers Weingart, den Pastor Dr. Pfannkuche „Strafverfetzt“ und sein Einkommen vermindert. Ein Konsistorialrat hat, wie wir schon berichteten, bei der Vergebung dem Pastor Pfannkuche gesagt, der liebe Gott würde wohl nichts dagegen gehabt haben, wenn er, Dr. Pfannkuche, sich

weiter; mir sind die Jaurwilles am liebsten.“ — Und Johanna stimmte bei.

Der Dezember ging langsam dahin, dieser schwarze Monat, dieser dunkle Punkt im Jahre. Das eintönige Leben wie früher begann von neuem. Aber Johanna langweilte sich nicht, immer mit Paul beschäftigt, den Julius mit unzufriedenem, unruhigem Blick von der Seite anfas.

Dit hielt ihn die Mutter, wenn sie ihm auf den Armen hatte und mit nicht endender Bärtlichkeit überschüttete, wie es Mütter mit ihren Kindern thun, dem Vater hin und sagte:

„Aber so küsse ihn doch! Es ist ja, als liebtest Du ihn nicht.“

Er berührte kaum mit den Lippen, mit einem Ausdruck des Ekels, die glatte Stirn des kleinen Wurms, indem er um den Körper einen Bogen machte, als möchte er nicht von den zappeligen, unruhigen, kleinen Händen berührt werden. Dann ging er schnell davon, als triebe ihn kein Widerwille fort.

Ortsvorstand, Arzt und Pfarrer kamen von Zeit zu Zeit zum Essen. Ab und zu auch die Jaurwilles, denen sie sich mehr und mehr näherten. Der Graf schien den kleinen Paul geradezu zu lieben. Er hielt ihn, wenn sie zu Besuch da waren, lange auf den Armen, oft sogar den ganzen Nachmittag hindurch. Er fasste ihn vorsichtig mit seinen Niesenhänden an und kitzelte ihn mit den Spitzen seines langen Schnurrbarts. Dann küßte er ihn leidenschaftlich wie eine Mutter. Es war sein steter Kummer, daß seine Ehe kinderlos blieb.

Der März war klar, trocken, fast mild. Die Gräfin sprach wieder von den Spazerritten, die sie miteinander unternahmen wollten. Johanna war müde von den langen Abenden, den langen Nächten, den langen, ewiggleichen

eintönigen Tagen, und sie willigte ein, glücklich über diese Pläne. Eine Woche lang unterhielt sie sich damit, sich ein Reitkleid zurecht zu machen. Dann begannen sie die Ausflüge zu Pferde. Sie ritten immer zwei und zwei, voran die Gräfin mit Julius, hundert Schritte hinter ihnen der Graf und Johanna.

Die beiden sprachen ruhig miteinander wie zwei Freunde, denn sie waren Freunde geworden: ihre ehelichen Seelen, ihre einfachen Herzen hatten sich gefunden. Die beiden voran flüsteren oft, lachten manchmal heftig und laut und blickten sich plötzlich an, als ob ihre Augen sich Dinge gesagt hätten, die nicht über ihre Lippen gekommen. Plötzlich eilten sie im Galopp davon, wie im Wunsch zu fliehen, fortzuweichen, weit, weit fort!

Dann war es, als wäre Gilberta erregt, ein Windstoß trug oft ihre lebhafteste Stimme zu den Ohren der beiden zurückgebliebenen Reiter, dann lächelte der Graf und sagte zu Johanna:

„Meine Frau ist nicht etwa immer guter Laune.“

Eines Abends, als sie heimkehrten und die Gräfin ihre Stute unruhig aufregte, ihr die Sporen gebend und sie dann plötzlich mit jäher Parade zurückhaltend, hörte man, wie Julius manchmal sagte:

„Nehmen Sie sich in acht, nehmen Sie sich in acht, der Saul geht noch mal durch!“

Sie antwortete: „Ach was, das geht Sie ja nichts an,“ in so klarem und hartem Ton, daß die Worte über das Feld klangen, als ob sie in der Luft hängen geblieben wären.

Das Tier bäumte sich, schlug aus und schäumte ins Gehiß. Plötzlich rief der Graf, der ungeduldig geworden war, mit vollen Lungen:

„Paß doch auf, Gilberta!“

Sie schlug in einem Augenblick jener weiblichen Nervosität, die nichts beruhigen kann, auf rohe Weise mit ihrer Reitpeitsche das Tier zwischen die Ohren, so daß es stieg, wütend mit den Vorderbeinen in der Luft herumfuhrte, dann wieder fußte, mit einem mächtigen Satz davonslog und über die ganze Ebene hin in rasendem Laufe abging.

Zuerst jagte sie über flache Wiesen, dann kam sie auf Acker und die nasse, fette Erde spritzte nur so hinter ihr her. Sie schloß so schnell dahin, daß man Noß und Reiterin kaum erkennen konnte.

Julius blieb ganz verstärt halten und rief verzweifelt: „Gräfin! Gräfin!“

Der Graf brummte etwas, beugte sich auf das Wilderriß seines mächtigen Pferdes, warf es mit einem Stoß des ganzen Körpers vorwärts und trieb es demnach an, durch Stimme, Bewegung, mit dem Gesäß, mit den Sporen, daß es den Eindruck machte, als ob der Niesenreiter das schwere Tier zwischen den Weinen aufhabe, davon trüge, und mit ihm fortflüge. Sie schossen in wahnsinniger Hast dahin, geradeaus, vorwärts. Und Johanna sah in der Ferne die beiden Gestalten der Reiter, Frau und Mann, fliehen und fliehen und immer kleiner werden, verlöschen und verschwinden, wie man zwei Vögel, die sich verfolgen, sich in der Ferne verlieren und endlich am Horizont verschwinden sieht.

Da näherte sich Julius immer noch im Schritt und brummte:

„Ich glaube, heute ist sie verrückt.“

Und beide folgten ihren Freunden, die nun hinter einer Bodenwelle verschwunden waren.

(Fortsetzung folgt.)